

Abend-



Zeitung.

Vierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Sechster Jahrgang.

N^o 21.

Donnerstag, den 20. November.

1856.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; ein dazu gehöriges Literaturblatt wird von Zeit zu Zeit ausgegeben. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Tblr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Bekehrungen.

Novelle

von

Pauline Schanz.

(Fortsetzung.)

„O, Schicksal oder Zufall, oder wie du dich sonst nennen mögest“, dachte Richard, „der du die Fäden der Begebenheiten verwirrst und die Gestirne der Menschen, die friedlich nebeneinander herziehen und sich gegenseitig mit ihren Strahlen erwärmen und durchglühen könnten, aus ihren Gleisen stößest, daß sich ihre Bahnen feindselig kreuzen und sie einander in ihrem Laufe zertrümmern müssen — wie hast du meine Pläne vernichtet, und was Segen werden konnte, in Fluch verwandelt.“

Er ballte die Fäuste in ohnmächtiger Wuth, er zürnte dem Priester, den die Klostermauern vor seiner Rache schützten, er zürnte sich selbst, daß er in thörichtem Wahne, das Glück seiner Lieblinge dadurch zu begründen, seinen Freund ins Waterhaus gebracht und Gabriels Ruhe vielleicht für immer untergraben hatte.

Sollte er selbst der Bote sein, der seiner Lieblingschwester die traurige Nachricht brachte? Sollte er selbst die ersten Furchen des Grames auf ein Antlitz herausbeschwören, auf dem er bis jetzt nur die lachende Freude gekannt hatte? Sollte er ihr die kindliche heitere Unbefangenheit rauben, indem er ihr die erste Täuschung hinterbrachte? —

Gleichzeitig hangte er um Leonoren, er fühlte ein wahrhaft ängstliches Grauen, wenn er ihrer gedachte.

Voll Unmuth und Trauer im Herzen ging er in sein Zimmer zurück, da er Gabriele gern noch einige Stunden in glücklicher Unwissenheit über das Vor-gefallene lassen wollte.

Der Tag zog vorüber, still und geräuschlos wie jeder andere. Es war ein schöner, klarer Spätsommertag, der die letzten Rosen, die mit den andern zu blühen versäumt hatten, hervorlockte und die schönen Spätlinge kamen sich so allein, fremd und einsam vor, und sehnten sich mit den andern zu sterben.

Sie sahen Gabrielen durch den Garten gehen, aber sie hörten ihr Weinen nicht, denn der Gram verrichtet sein Werk geräuschlos, und die getäuschte

Liebe flüchtet sich mit ihrem Leide in das verschwiegenste Winkelchen.

Als Gabriele die Nachricht vernommen, fühlte sie einen brennenden Stich im Herzen, so heftig und schmerzhaft, daß sie unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen fuhr, als müßte sie das aus der Wunde hervorquellende rothe Blut zurückdrängen. Das Erwachen aus ihren Träumen war so jäh und gewaltsam, daß der Schlag sie fast zerschmetterte; doch sie zürnte nicht und neidete auch Leonorens Schönheit nicht, sie fühlte nur, daß sie alle drei unsäglich elend waren — eines ohne die Schuld des Andern.

Ein unwiderstehliches Gefühl zog sie ans Herz der Schwester, dort allein glaubte sie Verständniß zu finden.

Doch sie erbebte, als sie das nagende tiefe Seelenleiden in Leonorens Zügen las, und ihr eigener Kummer, der ihr so groß erschienen war, schrumpfte zusammen dem gewaltigen stummen thränenlosen Jammer ihrer Schwester gegenüber.

Sie sank vor Leonore nieder und barg ihr von Thränen befeuchtetes Antlitz in ihrem Schooße. Sie sagten und klagten einander kein Wort, aber jede wußte den Schmerz der andern.

„Sie kann weinen“, dachte Leonore, „und wird gewiß gesund werden; die Wunden, die nach innen verbluten, sind unheilbar und bringen den Tod.“

Sanft streichelte sie Gabriels Haupt und küßte ihre Stirne, und Gabriele, von der Zärtlichkeit der Schwester gerührt, ward mit jedem Augenblicke wärmer und inniger, es ward ihr, als hätte sie bis jetzt versäumt, ihre Schwester zu lieben.

Als der Mond aufgegangen war, erhob sie sich. Leonore breitete die Arme aus und küßte sie — es war der letzte Kuß, den sie sich gaben.

Todtenstille herrschte im ganzen Hause, die Nacht wurde düster, schwarze Wolken umlagerten den Mond.

Nur ein Licht brannte noch in den großen Gebäuden — es war der Hausherr selbst, der noch über seinen Büchern saß und rechnete.

Ein zufriedenes Lächeln lag über seinen Zügen — der reiche Mann freute sich seines Reichthums, aber nicht seinetwegen, er gedachte nur seiner Kinder, deren Zukunft er durch seinen Fleiß gesichert sah. Er gedachte seiner blühenden Töchter und seines Sohnes,

und gern hätte er sein Leben geopfert, wenn es das Wohl des einen oder des andern seiner Kinder erheischt hätte.

Nur Eines machte ihn traurig — nämlich der Gedanke, daß Richard einst nicht an seine Stelle treten und ihn nach seinem Tode ablösen werde.

Doch es war Grundsatz bei ihm, in keiner Weise den Neigungen seiner Kinder Zwang anzuthun, und so überließ er Alles Gott und der Zukunft.

Er lächelte heiter vor sich hin, denn er gedachte seiner verstorbenen Gattin und freute sich im Stillen auf ein Wiedersehen mit ihr, an das er fest und unerschütterlich glaubte.

Er fürchtete den Tod nicht, denn er konnte mit gutem Gewissen seiner vorangegangenen Frau entgegenreten, da er alle seine Vaterpflichten redlich und treu erfüllt hatte.

Die Stille und Einsamkeit der Nacht frischte gewöhnlich die verblichenen Bilder der Verstorbenen mit lebhafteren Farben an, als es im Geräusche des Tages der Fall ist.

Der alte Mann löschte die Lampe aus und suchte die Ruhe. Die Erinnerung trug ihn in entfernte Zeiten zurück, in die Tage, wo ihn seine verstorbene Frau zum ersten Male in jungfräulicher Schönheit erschienen war, bis zu dem Tage, wo er ihr zum letzten Mal ins Auge blickte.

So schlief er ein.

Als der Morgen graute und er erwachte, warf er einen ängstlichen, verstörten Blick um sich und rieb sich die Stirne, und je mehr sich seine Gedanken sammelten, desto mehr nahm sein Antlitz den Ausdruck des Schreckens und der Furcht an.

Es war ihm nämlich diese Nacht Außergewöhnliches begegnet — mitten in der Stille hatte er plötzlich einen leisen Kuß auf der Stirne gefühlt, worüber er erwachte und eine weiß gekleidete Gestalt neben seinem Bett erblickte, in deren Form, Haltung und Gesichtsumrissen er das Bild seiner verstorbenen Frau zu erkennen meinte, sowie sie in der Jugend gewesen und am Abend vor dem Einschlafen vor seiner Seele gestanden war.

Das erste Gefühl, welches er empfand, war Freude, aber bald überrieselte ihn ein kalter Schauer, denn nur die geistige Liebe dauert in ihrer ganzen Macht bis über das Grab hinaus, eine sinnliche

Bahrnehmung eines Verstorbenen aber, und wenn er uns das Theuerste gewesen, erregt auch bei dem Beherztesten ein gewisses Entsetzen, denn die Sinne gehören der Erdenwelt an, und diese schauern zurück vor der gewaltigen Klust, welche zwischen hier und dem Jenseits liegt.

Der Schreck lähmte seine Zunge, er wagte nicht sie anzureden und sah nur, wie sie von seinem Lager nach dem Tisch zuschritt, und dann durch die Thür verschwand.

Erst lange nachher konnte er seine aufgeregte Einbildungskraft wieder beschwichtigen und einschlafen.

Früh als er erwachte und sein Lager verließ, überredete er sich umsonst, daß das, was er gesehen, ein bloßes Traumbild gewesen, ein Blick auf den Tisch zeigte ihm ein zusammengefaltetes Papier, welches den Abend zuvor nicht dagelegen, mit zitternder Hand griff er darnach, und als er es entfaltete, erkannte er nicht die Schriftzüge seiner verstorbenen Frau, wohl aber die ihres körperlichen Ebenbildes, seiner ältesten Tochter Leonore. Er las:

„Mein Vater!“

„Fluche mir nicht, — wenn deine Augen über diese geschriebenen Worte gleiten, ist der Entschluß, den sie dir offenbaren, bereits zur Ausführung geworden. Das, was ich thue, ist nicht die Frucht einer plötzlichen Eingebung oder bloßen leidenschaftlichen Aufwallung — er ist das Ergebnis langer, ernster Seelenkämpfe.

Ich stehe im Begriffe, Alles zu verlassen, was mir bis jetzt angehörte — Vater, Geschwister, Heimath und den Glauben meiner Kindheit.

Vom ersten Tage an, wo ich ihn kennen lernte, fühlte sich mein Geist mächtig angezogen von dem Kultus der Mutterkirche und auch mein Herz findet in ihren Lehren mehr Harmonie und Stärkung als in den Regionen des Protestantismus. Noch mehr: ich liebte auch einen Katholiken, einen katholischen Priester! —

Nun weißt du Alles.

Sein heiliger Eid mußte diese Liebe, denn er liebte mich wieder, als eine verbotene und sündhafte erscheinen lassen und um rein zu bleiben vor Gott, verließ er sein Predigeramt und ging ins Kloster.

Ich thue dasselbe und sage Euch Lebewohl.

Forschet nicht, wohin ich mich gewendet, verzeiht

mir, wenn Ihr es Unrecht findet, vergeßt mich, als ob ich nie die Eure gewesen. Ihr sollt nie wieder ein Wort von mir erfahren. Empfanget meine letzten Küsse! Arme Gabriele, mögest du so glücklich werden, wie du es verdienst! — Leonore.

Der Brief lag auf dem Boden, wie er den zitternden Händen des Greises entfallen war. Die Thür stand offen, durch welche er hinausgewankt, in der vergeblichen Hoffnung, sein Kind nochmals zu sehen.

Die Morgensonne schien hell durch die Fenster herein, auf dem Tische lagen noch die aufgeschlagenen Rechnungsbücher, die am Abend zuvor dem reichen Manne zugerufen hatten, wie glücklich ihn sein Reichthum mache. Zu Füßen des Tisches lag das zernitterte Papier, welches vor wenig Minuten dem Vater die Kunde gebracht, daß er eines seiner Kinder verloren.

Der Sonnenschein tanzte lustig über beides dahin und beleuchtete mit gleichem Glanze die rothen und schwarzen Zahlen in den Büchern, und die kleinen, flüchtigen Schriftzüge, die letzten, die Leonore vor ihrer Flucht aus dem Vaterhause geschrieben.

Nach einem schrecklichen Familienereignisse, welches alle Glieder des Hauses mit gleicher Bestürzung und gleichem Entsetzen erfüllt, tritt, nachdem die Stunden der heftigsten Bewegung vorüber sind, eine plötzliche Stille ein. Die Ausrufungen des Schmerzes sind verhallt, die vergeblichen Rathschläge, das Geschehene ungeschehen zu machen, sind in nichts zerfallen, Jedes kehrt in seinem eignen Herzen ein und beschäftigt sich mit dem schmerzlichen Gefühle in seiner Brust, es ist, als ob Eines dem Andern auswiche, um nicht in den trüben, verweinten Augen, denen es überall begegnet, das Spiegelbild seines eignen Jammers zu erblicken.

So sah es im Berthold'schen Familienzimmer aus, als der Tag, dessen Morgen die furchtbare Kunde von Leonorens Flucht gebracht, sich zu Ende neigte.

Schweigend, in dumpfer Verzweiflung, saß der unglückliche Vater neben seiner ihm gebliebenen Tochter.

Richard stand am Fenster und blickte starr und zornig ins Freie hinaus, indem er sein Unvermögen

einsah, dem hereingebrochenen Verhängniß in die Zügel zu greifen.

Draußen erhob sich der Sturm, schwarze Wolken flogen am Himmel vorüber, im Zimmer blieb es lautlos und stille.

Plötzlich rang sich ein tiefer Seufzer aus der Brust des gramgebeugten Vaters, denn er gedachte des fernen Kindes, das so lieblos die Ihrigen verlassen.

Fürwahr, hätte Leonore den aus dem zerrissenen Vaterherzen hervorbrechenden Seufzer gehört, der eine schwere, schwere Anklage gegen sie war, sie wäre aus ihrer Schwärmerei erwacht und zu den Füßen des Gefränkten zurückgeeilt.

Leise neigte sich der Engel des Trostes über den bekümmerten Greis, und o! welch ein Meer von Liebe leuchtete aus Gabriels Blicken! Langsam glitten die Thränen über ihre Wangen und gewiß, wie sie ihre Hoffnungen begrub und all die Liebe ihres Herzens auf den alten Vater übertrug, so war es vor Gott angenehm; es war ein schöneres Opfer lebendiger Liebe, als es Leonore in der todten klösterlichen Einsamkeit durch Buße und Gebet darzubringen wähnte.

III.

Wie die Sandkörner am Meeresufer vom Sturm empor oder in die Tiefe geschleudert werden, also sind die Schicksale der Einzelnen in den Stürmen, welche das Leben der Völker erschüttern. Wenn der Tod über die Erde schreitet und täglich Tausende von Leichen seine Schritte bezeichnen, wenn die wilden Bogen des Kriegs über die Länder brausen und Millionen Opfer gierig verschlingen, wer fragt da nach dem Einzelnen, der fällt und stirbt? — Wie Sandkörner verwehen und verlieren sich ihre Spuren. Aber die Geschichte greift eilig nach dem Griffel und zeichnet die Millionen in ihr ehernes Zeitbuch ein, und wie das Korallenthierchen, indem es stirbt, ein Atom an dem Korallengeäste ansetzt, welches nach Jahrtausenden plötzlich als Insel aus dem Ocean auftaucht, so bildet auch jeder Einzelne, der als Opfer gefallen, einen Theil an dem riesigen Baume der Weltgeschichte.

Es war im Maimond des Jahres 1849. Eine öde, fürchterliche Stille herrschte. Das Heulen der Sturmglocken war verhallt, das Krachen der Ge-

schütze schwieg, aber die Luft schien von den grauenvollen Tönen noch zu erzittern.

In Dresdens Straßen hatte wild und blutig der Kampf getobt, die Revolution hatte ihr rothes Banner entfaltet, die Opfer, die sie gewürgt, lagen noch mit klaffenden Wunden auf den Straßen und den zerstörten Barrikaden umher. Ueberall Blut und Trümmer, Grauen und Verwüstung! Die Häuser waren öd' und leer, die geängstigten Einwohner waren geslüchtet, und kehrten erst nach und nach, nachdem die Kunde der wiederhergestellten Ruhe zu ihren Ohren gedrungen war, in die verwüsteten Räume zurück. Tausend Hände regten sich, um die Spuren der schrecklichen Tage zu beseitigen. Die Todten wurden entfernt, die Barrikaden abgetragen, die Straßen gereinigt. Aber in den Hospitälern erklang noch das Gewimmer der Verwundeten und Sterbenden und auf den Kirchhöfen lagen sie in langen Reihen beisammen, Reich und Arm, Alt und Jung, wie sie die tödtliche Kugel erreicht, still und starr, mit blutigem Haar und Kleid, und harrten der Schaufel des Todtengräbers, der sie alle in ihr großes gemeinschaftliches Grab betten sollte.

Ueber der unglücklichen Stadt spannte sich der Himmel im lachendsten Blau, und die Auen und Gärten, die sie umkränzen, prangten im buntesten Blüthenschmucke des Maimonds. Wieder war ein Tag vorübergezogen, die Dämmerung warf ihre blauen Schatten, und die Engel der Nacht stiegen weinend herab und wandelten verbüllten Hauptes über die arme sündige Erde.

Weit schon von der Stätte des Kampfes, in einem düstern Tannengehölz, schritt ein einsamer Wanderer. Scheu und verstört sah er sich um, die würzigen Düfte des Waldes, die labende Frische die seine Stirne umwehte, bemerkte er nicht, denn in seiner Seele war Nacht und Grauen, seine Brust war die Stätte der Verzweiflung; flüchtigen Fußes irrte er umher. Er verwünschte die Kugel, die ihm den Arm durchdrang, den er, nur schlecht verbunden, in einem schwarzen Tuche trug, er verwünschte sie, daß sie sein Herz verfehlt und ihn nicht einem Leben entrißen hatte, das er als eine Last mit sich dahin schleppte.

Es war Hugo, der, von der Unglücksstätte entflohen, um den Händen der siegreichen Soldaten zu

entgehen, ziellos, hilflos umherirrte. Haar und Kleidung waren in Unordnung, sein Antlitz todtenbleich vor Anstrengung, Blutverlust und den in seiner Seele ringenden Leidenschaften, und seine Augen brannten in düsterer, unheimlicher Gluth.

Zum Tod müde sank er endlich ins grüne Moos, das sich, mit Waldanemonen und Schlüsselblumen gemischt, zwischen den Baumstämmen ausbreitete. Die letzten Sonnenstrahlen hingen an den glatten Stämmen, als könnten sie sich von dem stillen Walde nicht trennen, der so frühlingsfrisch und duftig blühte.

So fremd wir ihr auch geworden sein und unsere Herzen ihr entfremdet haben mögen — ganz verhallt die Stimme der Allmutter Natur nie an unserm Ohre, wenn sie mit ihrer ergreifenden, ersten Sprache zu uns redet. Auch in Hugos verfinstertes, zerklüftetes Gemüth glitt ein leiser, blasser Schimmer der ruhigen, einfachen Herrlichkeit, die um ihn ausgebreitet lag. Die körperliche Schwäche, die ihn erfaßt hatte, stimmte auch den wilden, knirschenden Troß seiner Seele milder. Er hätte beten können — ach! er hatte so lange, lange nicht gebetet.

Horch, da raschelt es hinter ihm. Der Flüchtling fuhr empor, sein Haar sträubte sich. Aber wohl nur ein Eichhorn war es gewesen, oder ein Lusthauch, der über die Blätter hingegangen war, und den verirrtten Wanderer so erschreckte, ihn, der noch vor kurzem mit hochloderndem Kampfesmuth auf blutiger Wahlstatt unter zischenden Kugeln gestanden hatte. Ein bitteres Lachen drängte sich durch die bleichen Lippen des Verwundeten, er riß mit dem einen gesunden Arme den dicken Stock empor, den er neben sich gelegt, und zog eine scharfe, fein blitzende Klinge daraus.

„Was ist's, wenn du's vollbringst, was die Kugel verfehlte“, murmelte er düster, „ein rascher Augenblick, „eine schnelle Bewegung deiner Hand, und Alles ist vorüber, vorüber. Aber dann?“ —

Hugo schauderte leise, nicht vor dem Tode — er hätte denjenigen gesegnet, der noch im selben Augenblicke hinter dem Baumstamme hervor nach seinem Herzen gezielt und es getroffen hätte, sein brechender Blick hätte dem Mörder gedankt. Nein, er schauderte zurück vor dem feigen Selbstmord. Er hatte immer denjenigen am meisten gehaßt, der den

ersten Kampf mit dem Leben nicht auszukämpfen wagt, und sich hinter die Schatten des Todes verbirgt, um den Angriffen seines Feindes zu entgehen.

Hugo war unsäglich elend. Der stolze himmelanstürmende Traum seines Herzens, dem er mit glühender Begeisterung angehangen, den er seit Jahren wie ein köstliches, geweihtes Kleinod in der Brust getragen, lag zerschmettert und entstellt zu seinen Füßen.

Er sah ein, daß er einem Wahne gehuldigt. Das Erlebte stand als ein graußiges, mit Blut besudeltes Zerrbild seiner geträumten Ideale hinter ihm. Ein namenloser Eckel, Haß, Zorn und Verachtung gegen Alles, was Leben hieß, erfüllte seine Seele.

Solch ein Uebermaß der qualvollsten Empfindungen mußte er tragen, und er schämte sich dennoch mit eigener Hand den schwarzen Vorhang zu heben und dem Leben zu entfliehen.

Wie schmerzlich ist es schon, Ideale und Träume langsam nach und nach aufgeben zu müssen, daß sie dem zerbröckelnden Erdreich gleichen — aber welch ein namenloses Weh durchzuckt erst die Brust dessen, der wie Hugo mit einemale dem Ideal „Fahrewohl“ sagt, demselben Ideale, welchem er erst eben das Leben zu opfern gedacht.

Lange lag er so in dumpfer halb irrer Bestäubung. Er bemerkte wie kaum der Tag sich mehr und mehr seinem Ende näherte, er ließ noch immer das heiße Haupt im frischduftigen Waldmoos ruhen.

Die Sonne war untergesunken, ein warmer, rothiger Hauch nur wogte noch in der Atmosphäre, die glänzenden Luftwellen umspielten nur leise noch die Silberschwelle, hinter welche das goldne Gestirn des Tages hinabgetaucht war, die Baumwipfel zitterten, und die Blätter begannen jenen eintönigen, sehnsüchtigen Klagegesang, welcher so eigen an das Menschenherz klingt.

Hugo schloß die Augen. Wie ein fernes blühendes Eiland tauchte es langsam hinter den grauenvollen Scenen hervor, die den Vordergrund seiner Erinnerungen bildeten. Eine blühende, lachende Frieðensinsel inmitten grüner Waldberge winkte ihm als

seliger Zufluchtsort. Ach, auch dort lag unter den Rosenbüschen, die ringsum blühten, die Natter des Grams verborgen, die an seinen Herzen genagt hatte.

Er hatte den Gedanken an Leonore niedergelämpft, andere Leidenschaften hatten die zum Tode getroffene Liebe verdrängt. Er wußte von Richard Alles, was geschehen war; trotzig hatte er jedes Aufklackern der gedrückten Flamme abgewehrt. Als Flüchtling, verfolgt und verfehmt, wollte er in dunkler Nacht den Fuß wieder auf jene Schwelle setzen, die er im eiligen Zorne in dunkler Nacht verlassen hatte.

Den Schlaf, der sich ihm nahte, um ihn den Vergessenheit bringenden Kuß auf die Stirne zu drücken, den einzigen Freund, der bei ihm ausgeharrt, mußte er von sich scheuchen, denn er mußte geizen mit den Stunden der Nacht, die ihm zur Flucht günstig waren. Wie ein Verbrecher mußte er sich durch das nächtliche Dunkel fortschleichen, um dem Arme des Gesetzes zu entgehen.

Körperliche Leiden begannen die geistigen Qualen des Jünglings zu übertäuben, seine Wunde schmerzte furchtbar. Das von der Kugel zerrissene Fleisch brannte wie Feuer, seine Glieder waren von der rastlosen Anstrengung wie gelähmt, Hunger und Durst quälten ihn, — denn so sehr ist auch der stärkste Geist Sklave der armen, zerbrechlichen Staubhülle, — daß Hugo nach und nach, von dem brennenden Verlangen nach einem Tropfen Wasser und einem Bissen Brod gefoltert, alles Andere vergaß.

Die Sterne, die schon einzeln durch die dunkeln Tannen schimmerten, mahnten ihn zum Ausbruche. Und so wankte er dahin durch den dichten Grenzwald, so schleppte er sein bitteres Erdenweh durch die blaue, wonnige Maiennacht, so wandelte er, wie ein schreiender Widerspruch durch die paradiesische Schöpfung, der Erschaffene, der das Paradies in seiner Brust zertrümmert hatte.

Richards Studienjahre waren vorüber; er hatte die Universität verlassen und befand sich für einige Zeit im väterlichen Hause. Das war jetzt ein trauriger freudloser Anfecht, schwer und beklemmend schien die Luft daselbst, seit Leonorens Verschwindensein

hörte man kein Lachen und Singen mehr. Alle Bemühungen des betrübteten Vaters, etwas über ihr Schicksal zu erfahren, waren fruchtlos gewesen, und so lebte er im stillen Grame hin und ward alt und gedrückt.

Allabendlich schaute er mit ängstlicher Spannung die Straße entlang, bis die Dunkelheit hereinbrach; denn er hoffte noch immer, sein geliebtes Kind würde wieder heimkehren, und hielt für die Reuige die Vaterarme offen und die Worte der Verzeihung auf der Lippe bereit.

Aber Leonore kehrte nicht mehr heim, die Brücke, die sie mit der Welt verbunden, war abgebrochen und die Klust nicht mehr zu überfliegen.

Ob sie unter dem Schleier, der sie jetzt birgt, den Frieden, den sie mit durstiger Sehnsucht gesucht, gefunden hat, — wer mochte es wissen? —

Und als sie nimmer kam, da wurde der arme Vater des Wartens müde, und die Hoffnung starb in seiner Brust.

Aus seinen Zügen verschwand allmählig die gutmüthige, wohlthuende Heiterkeit, denn wenn die Hoffnung gestorben ist, da kränkelt auch Glaube und Liebe hin, und an einem Herzen, d'rin es kalt geworden, kann auch ein anderes sich nicht mehr erwärmen.

Seine weitläufigen Geschäfte, die er sonst mit reger freudiger Emsigkeit besorgt hatte, verrichtete er jetzt mechanisch und theilnahmlos. Es ärgerte und bekümmerte ihn, daß Richard da oben in seiner Studirstube saß und Tag und Nacht über den Büchern hockte, um ihn dann zu verlassen, statt daß er nun die riesige Last des Geschäftes von des Vaters müden Schultern auf sich genommen hätte. Er hatte das Alles früher ebenso gut gewußt, aber nie ein Wort der Unzufriedenheit gegen Richard darüber geäußert. Nun aber war er bitter und mürrisch geworden, und die Freude am Leben hatte ihn verlassen. —

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch den Harz.

Aus einem Reisetagebuche.

(Fortsetzung.)

Doch endlich mußte geschieden sein; über die Schurre geht es zurück und dann aufwärts im Fickzack bald an kahler Bergwand, bald durch Gebüsch. Nach allen Seiten öffnen sich Einsichten in Felspalten und Schluchten; in der Tiefe sehen wir immer wieder die Fälle der Bode, hören ihr Tosen schwächer und schwächer und erreichen nach anstrengendem Steigen die Höhe des Roßtrapp-Berges. Ein bequemer Fußsteig führt zum Roßtrapp-Felsen, einer Klippe die auf drei Seiten frei ins Thal hinausragt. Gegenüber erheben sich die felsigen, grünbewachsenen Felsen des Herantanzplatzes, in der Tiefe donnert der Fluß; unter uns neigen und beugen sich die Wipfel uralter Bäume, die mit flüsternden Rauschen dem Sonnenlichte, das sie überströmt, von geheimnißvollen Dingen erzählen.

Auch im Wanderer regen sich geheimnißvolle Schauer — es umweht ihn wie Hauch aus der Kinderzeit; er sieht ein liebes langvermisstes Angesicht, er hört die Stimme, die ihm zuerst die Märchenwelt erschloß, die Geschichte von der Roßtrappe beginnend: „Es war einmal ein Königskind, das hieß Brunhild.“

Natürlich war die Heldin der Geschichte schön und liebenswerth; aber sie war auch eigenwillig und tollkühn wie das bei verzognen Kindern oft der Fall ist. So hatte ihr Herz verschenkt ohne des Vaters Einwilligung, und als dieser den reichen, mächtigen Riesenfürsten Bodo zum Schwiegersohn erkor und trotz aller Gegenvorstellungen der Tochter zur Hochzeitfeier rüstete, beschloß Brunhild das Aeußerste zu wagen. Sie fügte sich scheinbar; empfing den Riesen in des Vaters Burg, saß neben ihm beim Bankett und unterhielt ihn aufs Beste bis tief in die Nacht. Aber als Vater, Gast und Diener zur Ruhe gegangen waren, bestieg die Prinzessin ihr Roß und entfloh. Ueber Berge und Felsen, durch Schluchten und Waldströme trug sie das schnelle Thier. Schon war sie der Grenze nahe, die sie vor Nachstellungen sichern sollte, als sie den Hufschlag eines Pferdes und bald darauf die Stimme des wilden Bodo vernahm,

der ihr Verzeihung versprach, wenn sie mit ihm zum Vater zurückkehren wollte. Statt aller Antwort trieb Brunhild ihr Roß zu schnellerm Lauf; bald hinauf bald hinab ging die wilde Jagd durch Dick und Dünn im flimmernden Sternenschein. Brunhild betete in Todesangst, der Verfolger rief fluchend alle höllischen Mächte zu Hülfe. Da stiegen weiße, nebelhafte Gestalten aus den Schluchten, da hüpfen Irrlichter in der Tiefe, da lachten die Eulen, da bellte der Fuchs und dem armen Mädchen sträubte sich das Haar vor Entsetzen. Aber immer schneller flog das Roß dahin, immer wüthender sprengte der Riese hinterdrein.

Endlich war die Höhe erreicht, die Waldung lichtetete sich, Brunhild athmete freier — da umkreiste sie plötzlich ein Heigen scheußlicher Gestalten. Die Hexen hielten hier oben ihren Rundtanz und lachten in hämmischer Freude — Abgründe gähnten ringsumher, jeder Ausweg schien der Flüchtenden verschlossen. Auch Bodo lachte — schon streckte er die Hand aus, schon glaubte er die Haare des schönen Mädchens zu erfassen, doch sie sporete ihr Roß und mit gewaltigem Satz flog das Thier über den Abgrund; der Granit der gegenüberliegenden Felswand erklang unter seinen Hufen — mit verzweifelter Anstrengung hielt es sich droben fest — Brunhild war gerettet! nur ihr Kranz und ihre goldene Krone fielen in die Tiefe hinunter. Plötzlich ertönte ein Schrei, den das Echo gellend wiederholte, bis er in fernen Schluchten erstarb. Auch Bodo hatte den Sprung gewagt und sein zerschmetterter Leichnam lag drunten; der Fluß rollte mit seinen Wogen Felsen darüber hin und es blieb nichts von dem Unhold zurück, als der Name den er dem Waldströme gegeben hat. Aber die Bewohner der Umgegend erzählen, daß der Riese noch immer in der Tiefe lebt und wüthet, die Strudel des sogenannten Chrißels sind Ausbrüche seines Zorns.

Auch Brunhildens Kühnheit hat sich ein ewiges Denkmal gestiftet — zu ihrem Gedächtniß wird noch jetzt die „Trappe“ des Rosses gezeigt, die sich dem Felsen eingedrückt und ihm den Namen gegeben hat.

Der Spur nach muß es ein riesiges Thier gewesen sein und seine Herrin hat jedenfalls zu einem längst verschwundenen Geschlechte gehört, das wir

Pygmäen zu sehr beneiden müßten und darum lieber ins Reich der Fabel verweisen.

Auch der alte Mann, der von Jagdtasche, Pulverhorn und Pistolen umgeben auf dem Felsen saß, lächelte mitleidig als wir die Trappe beschauten. Er hat seit Jahren schon bei Sonnenschein in Sturm hier oben gefessen, aber im Donner des Christels nie etwas anderes gehört, als Wassergebraus. Er hat auch nie den Zwerg des Silberschachts gesehen, der, wie alle Bergleute wissen, als große Brummfliege durch das Bodethal streift, und wenn abergläubische Seelen den Tanz der Hexen sehen, weiß er, daß Rebel über den Tanzplatz ziehen. — Nur gläubige Augen blicken ins Geisterreich.

Auf dem Wege zum Felsen hatte uns eine Warnungstafel angezeigt: daß „unbefugtes Schießen verboten sei“ — wir vermutheten, daß sich der Alte auf dem Felsen ein Besiz dieses Vorrechts befinde und so war es auch. Für einige Groschen feuert er seine Pistolen ab und bald hallt es donnerähnlich aus dem Felsen hervor, wird von immer fernern Schluchten wiederholt und erstirbt zuletzt in einem dumpfen Grollen. Das Echo des Bodethals ist berühmt und vielleicht seines Ruhms werth — mir hat es indessen einen ungleich bedeutenderen Eindruck gemacht, wenn der Wiederhall des Lorleyfelsens die Salutschüsse vorübersegelnder Schiffe beantwortete.

Vom Roßtrapp-Felsen führt ein bequemer schattiger Pfad zur Eckartshöhe, wo seit einigen Jahren ein Gasthaus erbaut ist. Es schmückt sich ebenfalls mit dem Namen der Roßtrappe und soll an Sonn- und Festtagen der Sammelplatz der benachbarten Ortschaften sein. Wir trafen nur eine Gesellschaft, die sich von einem sehr jungen Menschen die Schwierigkeiten des preussischen Fährndrichexamen schildern ließ, und zwei Studenten, welche der Aussicht den Rücken kehrten, Birkenwasser tranken und dann abzogen. Auch der Fährndrich mit seinen Zuhörern entfernte sich bald und wir saßen lange in sonniger Ruhe am Rande der Höhe und blickten in die Landschaft hinaus, während uns die Bewohner des nahen Bienenstandes summend umkreisten.

Die Aussicht ist hier der des Hexentanzplatzes ähnlich, wir sehen die Teiche von Wernstadt, das Blankenburger Schloß, Halberstadt, Quedlinburg; rechts im Vordergrund die Hüttenwerke von Thale

— aber es fehlt der Blick in die Bodenschlucht, die mit dem lieblichen Landschaftsbilde contrastirend, so zauberhaften Eindruck macht. Vielleicht hatten wir auch zu viel von der oft gepriesenen Roßtrappe erwartet — wir fanden sie schön, aber nicht zu vergleichen mit dem herrlichen Hexentanzplatze, dessen Bild sich unserer Erinnerung unauslöschlich eingepägt hat.

Von der Roßtrappe wollten wir über Hüttenrode nach Rübeland gehen.

Hüttenrode soll von der Roßtrappe nur zwei Stunden entfernt sein — aber lag es an unserer Ermüdung, oder hatten wir Umwege gemacht, oder sind die Entfernungen im Harze besonders splendid gemessen, — uns wurde die Zeit sehr lang; ehe wir den Kirchturm des Dorfes sahen, als er sich über die letzte Höhe hervorstreckte, war er noch längst nicht erreicht und als wir endlich mit den heimkehrenden Kühen, Schafen und lautschnatternden, flügel-schlagenden Gänsen ins Dorf gelangten, mußten wir unsern brennenden Füßen zu Liebe auf den Rübeler Gasthof verzichten und uns begnügen mit den Bequemlichkeiten des Hüttenroder Hotels „zum weißen Roß“, das uns übrigens ein „tapezirtes Stübchen“ der Stolz seiner hübschen Wirthin, und ein großes, luftiges Schlafgemach erschloß.

II.

Rübeland. — Wernigerode.

Sonnenschein und Kuhglockengeläut weckten uns früh; es war ein herrlicher, frischer, thaugetränkter Morgen; Duft, Glanz und Sonntagsstille überall. Der Weg nach dem Rübelande, eigentlich Ränberlande (sogenannt nach den Raubburgen, die sich einst am Ufer der Bode erhoben) zieht sich abwärts in westlicher Richtung; anfangs durch Kornfelder, die reiche Ernte versprachen, dann zwischen Bergwänden hin, die von köstlichem Tannenwald bestanden sind.

Hier und da springt eine Klippe daraus hervor; Moose und Flechten haben einen vielfarbigen Teppich über den Stein gebreitet und wo eine Quelle sich den Weg in die Tiefe bahnt, gedeihen Gräser, bunte, duftige Blumen und die prächtigen Büschel des Farnkrauts.

Je weiter wir hinabsteigen, um so kühler wird die Schlucht, deren Grund die Sonnenstrahlen noch nicht erreichen, und um so lauter murmeln die Gewässer, die sich bald zum Bach vereinigen. Nach einstündiger Wanderung öffnet sich ein weites Thalbecken. Zur Linken erheben sich die gewaltigen Glieder des Krocksteins; die Bode springt uns entgegen; an ihrem Ufer liegt die Marmormühle, in welcher der Ertrag der nahen Marmorbrüche verarbeitet wird, und nach einer Biegung des Wegs sehen wir die Häuser von Rübeland, die sich fast dreiviertel Stunde lang zwischen Fluß und Bergen hinziehen.

Der Sonntag hatte dem betriebsamen Orte Ruhe gebracht: die Räder der Marmormühle standen still; die Feuer der Eisengießerei waren erloschen; statt der Erz- und Kohlenfuhrer, die sich in der Woche unablässig auf diesem Wege folgen, begegneten uns nur gepuzte Frauen, Bergleute im Feierstaat und fröhliche Kinder. Dennoch sahen wir auf den ersten Blick, daß Rübeland seine Existenz der Industrie verdankt. Nur wenige kleine Gärten liegen zwischen den Häusern, auf den schmalen Stufen des Bergabhanges; übrigens mögen die kahlen Höhen ringsumher kaum einer Ziegenheerde Nahrung geben. Das Gehölz, das sie früher bekleidete, hat ein Waldbrand zerstört. Nur einzelne Fichten wiegen sich noch auf den Gipfeln ihrer Kuppen und beschatten die Ueberreste zerfallener Burgen, deren Mauerwerk noch kaum von den Felsen zu unterscheiden ist, welche überall ihre nackten Glieder hervorstrecken.

Trotz dieser Umgebung macht Rübeland einen heitern Eindruck; die Häuser sind reinlich und gut erhalten; die herzogliche Eisengießerei und mehrere Gasthäuser sehen ganz stattlich aus; die Bewohner sind gut gekleidet und die Männer haben fast durchgehends kräftige Gestalten, wohlgebildete intelligente Züge. Die Frauen sind größtentheils häßlich und sehen leidend aus; übrigens machen sie, wie die Harzbewohner im Allgemeinen den Eindruck freundlicher, thätiger und genügsamer Menschen, und sollen, wie ihre Landsleute Alle, gottesfürchtig, muthig, besonnen in Gefahren, geduldig im Leid, ernst, aber auch für Freuden empfänglich und sehr zum Aberglauben geneigt sein.

Eine reiche Erwerbsquelle für Rübeland ist außer der Marmormühle und Eisengießerei, die

Biels- und Baumannshöhle, die jährlich eine Menge von Fremden hierherzieht. Die Baumannshöhle ist am längsten bekannt, sie soll schon im 16. Jahrhundert besucht worden sein — der Bergknappe Baumann, der in ihr den Tod gefunden und ihr den Namen gegeben hat, ist jedoch erst in der Hälfte des 17. Jahrhunderts in sie eingedrungen. Das Recht, die Fremden zu führen ist noch jetzt Erbgut seiner Nachkommen und sie machen die Honneurs ihres unterirdischen Palastes mit vieler Würde.

Eine niedrige Grotte am linken Bodeufer, etwa in der Mitte des Bergabhanges gelegen, bildet das Thor der Tropfsteinhöhle; ein schmaler Pfad führt hinunter; der Boden wird schlüpfrig, enge Felsengänge nehmen uns auf; trübe schimmern unsere Grubenlichter durch die Finsterniß und erhellen das fabelhafte Gnomentreich. Da sind weite Hallen und Säle; da sind Galerien, deren Tiefe der Blick nicht ergründet; da öffnen sich Gänge zur Rechten und Linken. Unser Weg geht bald aufwärts, bald abwärts, über nasses Gestein, über Sümpfe, über Leitern; von den Wänden rieselt's nieder; langsam, eintönig klatschend fallen einzelne Tropfen von der Decke. Und an Wand und Gewölbe, auf dem Fußboden, in den Felspalten und Klüften zeigen sich die tausendjährigen Arbeiten des Tropfsteins, wunderliche Gebilde, in denen des Führers Phantasie Boyen, Nonnen, Taufpathen, Eidechsen, Prälaten, Fahnen, Kapellen, Wasserfälle u. s. w. entdeckt hat. Während er die nächsten Figuren beleuchtet und nennt, scheinen sich andere Gestalten in dämmernder Ferne zu regen. Sie wachsen, sie neigen sich, sie winken mit weißen Händen; umheimlich flüstern die sickernden Gewässer miteinander und in den Schluchten murren die vertriebenen Erdmännchen über die Neugier der Menschen. Aber die Menschen beachten das Zürnen der Erdgeister nicht. Sie lassen bengalische Flammen aufleuchten; sie trinken aus dem unterirdischen Quell; sie wecken das Echo mit ihren Liedern; sie lassen die wunderbare Säule erklingen, deren Töne wie Glockenspiel durch die Höhle schallen — zuweilen dringen sie sogar mit Tanzmusik hinein und improvisiren einen Ball in der größten Höhle, dem sogenannten Tanzsaal. — Ein großer Theil der Höhlen ist indessen noch unzugänglich; aber vor mehreren Jahren soll ein Reisender weiter vorgedrungen sein und soll merk-

würdige Stalactiten, weite Gänge, Grotten und Säulenhallen, entdeckt haben; bis er durch unterirdische Wasser und das Dunklerwerden des Grubenlichts gezwungen wurde den Rückweg zu suchen.

Wir ließen uns an den gebahnten Wegen genügen, sahen zurückgehend die sonderbaren Zierrathe noch einmal; begrüßten hinaufsteigend den ersten roth-violetten Tageschimmer mit unbeschreiblicher Empfindung, während der Führer das übliche Gebet sprach, und wiederholten fröhlich sein „Glückauf“ als uns nach dreiviertelstündiger Entbehrung Sonnenlicht und Sonnenwärme wieder umfingen.

Die Bielhöhle, die sich in dem gegenüberliegenden Berge hinzieht, soll nicht so großartig sein, als die Baumannshöhle, aber reicher geschmückt und bequemer zu befahren. Wir hatten jedoch keine Lust sie zu sehen; des Tages Glanz, die Schönheit der Gegenden versprachen uns größern Genuß. Wir sagten Mübeland Lebewohl und schlugen den nächsten Weg nach Bernigerode ein, der von der Baumannshöhle aufwärts führt und sich in nördlicher Richtung fortzieht über Berg und Thal.

Von der ersten Höhe zurückblickend übersahen wir noch einmal das freundliche Mübeland, die glänzenden Bode; auf den grau-grünen Höhen im Vordergrund die Ruinen von Birkenfeld und Christinenburg und im Hintergrunde bewaldete Berge aus immer blauern Luftschichten auftauchend. Dann geht es weiter durch prächtige Wiesen. Schmetterlinge schweben über den Blumen, Bienen und Käfer summen im Sonnenglanz; zur Rechten ansteigend dehnen sich die Felder des Hüttenröder Plateaus, zur Linken senken sie sich in Thäler nieder, in denen wir bald Dörfer, bald einzelne Gehöfte, bald stille, frischgrüne Matten erblicken, auf denen hier und da eine Heerde wandelt. Und darüber erheben sich die breiten Klaffen, die Ruppen und Felswände der Brockenberge, von dem fahlen Haupte ihres Gebieters überragt, das wir mit immer größerer Sehnsucht betrachten.

Von der Höhe des Hartenberges, die wir bald erreichen, senkt sich der Weg. Vorüber an einem verlassenen Stollen des eisenreichen Hartenberges, durch herrlichen Laubwald, wo die rothen Blumen des Fingerhutes blühen, führt er zum Zillierbach hinunter ins Christianenthal. Mehrere Sägemühlen liegen am Ufer des muntern Gewässers, zur

Linken erheben sich bewaldete Berge; zur Rechten zeigt sich das Gebege des gräflichen Thiergartens, der am immer höhern Abhange emporsteigend, endlich von dem gewaltigen Berge überragt wird, der das Schloß von Bernigerode trägt. An seinen Fuß gelehnt erblicken wir bald darauf die Häuser der Vorstadt Röschenrode und endlich begrüßt uns das Geläut der Stadtglocken, die zum Nachmittagsgottesdienst rufen.

Bernigerode ist ein kleines nettes Städtchen, das an der Holtemme liegt und von zahllosen, hellen Gewässern durchströmt wird. Es hat alte Thore, aber meistens neue Häuser, mehrere Kirchen und ein wunderliches Rathhaus mit buntbemalten Gebälk, mit zwei thurmgekrönten Erkern und einem Thürmchen auf der Mitte des Dachs; mit einer Uhr, die unterhalb des Thürmchens gleichsam zufällig aus einer Dachlücke hervorguckt; mit der sonderbarsten Auswahl großer und kleiner Fenster, die ohne Rücksicht auf Symetrie vertheilt sind; mit zwei Treppen vor dem Haupteingange und dem beherzigenswerthen Sprüchlein darüber:

„Einer macht's
Der Andere verlacht's,
Der Dritte betracht's,
Was macht's?“

Etwa 400 Fuß über der Stadt liegt das Schloß auf waldigem Berge, ein plumpe Gebäude, dem bald hier, bald da, auch noch in neuester Zeit ein Stückchen angebaut ist. Es soll durch die Regensteiner oder Blankenburger Grafen gegründet sein und seiner Lage nach gehört es zu den schönsten unter den schönen Burgen des Harzes. Auch der Schloßgarten, der gleich oberhalb der Stadt beginnt ist des Besuches werth. Unter seinen herrlichen Baumgruppen ausruhend, erfreuten wir uns der Aussicht über die Stadt, die nahliegenden Dörfer, die Wiesen und das Gebirge; dann gings wieder hinunter über das unbeschreiblich schlechte Pflaster von Röschenrode der sogenannten Haarburg zu, die sich am Ausgange des Christianenthals erhebt.

Die Sage erzählt, daß der Gipfel des Haarberges einst von dem Bernigeröder Schlosse bekrönt war. Als die Familie des Grafen zu groß wurde, um in den Räumen der Burg Platz zu finden und der geringe Umfang des Berges keine Neubauten zuließ,

schob der vorsorgliche Hauszwerg, in einer schönen Nacht das Schloß mit allen Bewohnern auf den gegenüberliegenden Felsen, auf welchem es sich jetzt so behaglich ausbreitet. Aber die Grundmauern blieben auf dem Haarberge zurück und ihre Ueberbleibsel sind noch heute zu sehen.

Seit einigen Jahren führen glatte Wege zur Höhe des Berges. Junge Eichen und Tannen geben Schatten und oben sind Sitzplätze die Menge, Grotten, Mooslauben, Thürmchen, Alles fast zu sauber und bequem für einen Berg des Harzes. Aber die Aussicht ist schön nach allen Seiten: bald ist's die Ebene, die uns ihre gelben Felder, ihre Wiesen, Dörfer und Gewässer zeigt; bald sehen wir über die weißen waldungsgrenzten Häuser von Friedrichsthal und Hasserode; auf der andern Seite öffnet sich das stille Christianenthal und darüber erhebt sich das Schloß von Bernigerode, dessen Fenster im Abend-scheine funkeln.

Die Sonne sank. Purpurne Wolken wälzten sich über das Gebirge; ihr Widerschein durchleuchtete die blauen Schleier, aus denen sich bewaldete Ruppen, schroffe Abhänge, Felsenfegeln und Zacken hervorstreckten. Das kahle Brockenhaupt war wie mit Rosenglanz übergossen. Blaue, violette, grün-goldne Lichter mischten sich in den Schluchten und aus ihren Gründen stiegen langsam weiße, wallende Nebel empor, in denen nach und nach die Farbenpracht versank. Aber der Himmel leuchtete noch lange in Purpur und Gold. Einzelne Sterne schimmerten dazwischen und als wir das Dorf in Hasserode erreichten, glänzte die Mondscheibe über den Bergen und das melodische Geläut der Heerdenglocken sang dem schönen Tage ein Schlummerlied.

III.

Der Brocken.

Von Hasserode nach dem Brocken führen verschiedene Wege; wir wählten den nächsten aber beschwerlichsten über den Renneckenberg und traten früh um vier Uhr in Begleitung eines Führers unsere Wanderung an. Es war ein heller frischer Morgen, doppelt schön in dem herrlichen Walde, durch den sich

der Weg aufwärts zieht zu den Fällen der Holtemme, die unter dem Namen der steinernen Rinne bekannt sind.

Tannen und Laubholz wechseln miteinander, Moose und Flechten bedecken die Granitblöcke, die links am Bergabhänge, rechts am Ufer der Holtemme neben und übereinander geworfen sind. Blühende Gräser, Farrenkraut und Fingerhut mit prächtigen rothen Blüten stehen dazwischen. Hier und da ist eine Pilzfamilie aufgeschossen; oder ein Brombeerstrauch legt die stacheligen Ranken über den Weg, oder reisende Erdbeeren glänzen zwischen den Blättern. Ein weißschimmernder Thauschleier ist über Stein, Moos, Gras und Blumen gebreitet und das Sonnenlicht, das durch die Zweige schlüpft, streut funkelnde Lichter darüber. In den Baumwipfeln lassen sich Vogelstimmen hören; in der Ferne hämmert der Specht am modernden Stamme; das niedliche Eichhörnchen, der Affe des Nordens, klettert und springt von Ast zu Ast. Ein frischer Morgenwind fährt rauschend über die Baumkronen hin und je höher wir steigen, um so lauter braust das Wasser in der Tiefe, um so gewaltiger werden die Granitblöcke zu beiden Seiten des Weges. Jenseit des „silbernen Mannes“ einer Klippe, die mit weißen Flechten bedeckt ist, thürmen sich die zerklüfteten Wände der Teufelsburg auf und nach kurzer Zeit springen uns die Cascaden der Holtemme entgegen.

Von den Brücken, über die sich der Weg bald auf das rechte, bald auf das linke Ufer zieht, blicken wir hinunter in das Steinbett der Emme, in die weißen, sprudelnden Wasserfälle, die sich an glattgeschliffenen Klippen zerschlagen und den Wald, in dessen Tiefe sie verschwinden, mit ihrem Zornesruf erfüllen. Wir athmen den Tannenduft, den frischen Wasserhauch und sehen in der Ferne grau-weiße Nebelgebilde über die Wipfel ziehen. Dann geht es weiter, immer bergan durch Waldesschatten. Die Holtemme wird ein kleiner stiller Bach, die Buche wird mehr und mehr von Nadelholz verdrängt; vor uns liegen rauschende Weiler, deren Rußgeruch uns schon lange zuströmte und im Hintergrunde erhebt sich die steile, von Steingeröll bedeckte Wand des Renneckenberges, eine der gewaltigsten Vormauern des Brockens, die sich wohl zwei Stunden lang hinzieht und von den Zeterklippen bekrönt ist.

Bald verlassen wir den Wald, um uns zwischen den Granitblöcken einen Weg zu suchen. Moorgrund liegt zwischen den Steinen, gelbbraune Moorwasser rieseln daraus hervor und die Binse gedeiht auf dem feuchten Boden. Je höher wir steigen, um so schroffer wird die Bergwand, um so glühender wirft das Gestein die Sonnenstrahlen zurück, um so schöner wird aber auch der Rückblick über die Thäler und Höhen, die wir unter uns gelassen haben. Zu unsern Füßen fräufeln sich die Rauchwolken und Meiler; vom gegenüberliegenden Abhange blinkt das rothe Dach des Molkenshauses, darüber steigen die bewaldeten Gipfel des Dehnenkopfes, des Jägerkopfes und des Birkenkopfes empor, in blauer Ferne tief unter uns liegt das Schloß von Bernigerode und bald ist die Landschaft von Licht überfluthet, bald von Wolken beschattet, bald ganz in Nebel gehüllt.

Endlich haben wir die Höhe erreicht! Wir ruhen eine Weile im Schatten des Gehölzes, das sich hier oben wieder weiter ausbreitet; dann gehts ein wenig abwärts auf bequemen Wegen, bald lichtet sich der Wald und vor uns liegen die höchsten Ruppen des Harzes — das kahle, schön gerundete Brockenhaupt erhebt sich etwa noch 1000 Fuß über uns. Nachdem wir einen großen Torfstich durchschnitten haben, erreichen wir die Chaussee, die links von Schierke, rechts von Ilseburg heraufführt; ihre letzten Windungen steigen zum Brocken empor.

Die Luft wird dünner und kälter, der Baumwuchs verschwindet mehr und mehr; einzelne Birken oder verkrüppelte uralte Zwergtannen, deren Aeste und Stämme graugrünes Moos bedeckt, sind die letzten Repräsentanten des Waldes; dann behaupten Heidelbeer- und Kronsbeerbüsche, Haide, Flechten und die haarigen Büschel der *Anemone alpina*, hier Hexenbesen genannt, die Herrschaft. Dazwischen wachsen hier und da der Süßfarrenwurz (*polypodium alpestre*) das Brockenmoos (*lichen islandicum*), der Wolfsfuß (*lycopodium alpinum*) und andere Kinder der höhern Gebirge. — Der Führer zeigt uns Stellen, wo die Wasser des Elb- und Wesergebietes nur wenige Fuß breit auseinander liegen. An beiden Seiten des Weges bemerken wir hohe Stangen, die bei Schneefall als Wegweiser dienen. Ueberall lie-

gen neben und übereinander kolossale Granitblöcke, Ueberbleibsel der Felsenpyramide, die einst den Gipfel des Berges bekrönte. Ihre Bruchstücke sind jetzt im Umkreise von vier Quadratmeilen zerstreut und haben dem gewaltigen Sockel, der sie einst trug, den Namen Brocken*) gegeben.

Bei jedem Schritte dehnt sich der Gesichtskreis: immer neue Berggipfel tauchen empor, immer weitere Ebenen entrollen sich unsern Blicken — noch eine Wendung und das Plateau ist erreicht. Vor uns liegt das Brockenhaus und eisiger Zugwind treibt uns hinein.

Das einstöckige Gebäude, dessen Mauern jedem Unwetter trogen, ist erst zu Anfang dieses Jahrhunderts auf Befehl des Grafen von Bernigerode erbaut. Es enthält mehrere Speisesäle, zehn Logizimmer, eine Wohnung für den Wirth und die nöthigen Wirthschaftsräume, genügt aber dem gesteigerten Verkehr nicht mehr und wird jetzt mit einem Seitenflügel versehen. Auch der Thurm, der dem Hause gegenüberstand, von dessen Höhe die Sonnenauf- und Untergänge betrachtet wurden, muß erneuert werden. Im Herbst des vergangenen Jahres hat ihn ein Orkan zerstört.

Aber das Brockenplateau ist an- und für sich der herrlichste Lug ins Land. Sobald wir uns von der Anstrengung des vierstündigen Steigens erholt und etwas abgekühlt haben, eilen wir hinaus, um den Reichtum der Aussicht zu genießen. Von der Nordseite fällt der Blick in die schönen Thäler von Harzburg und Ilseburg, verweilt auf den Klippen des Ilsesteins, auf den Baumkronen des Burgberges, eilt mit der Ilse, der Radau, der Ecker und Ocker in die fruchtbaren Ebenen des braunschweiger Landes hinaus, übersieht die Fürstenthümer Kalenberg und Grubenhagen und sieht den Horizont begrenzt durch die Flächen der Lüneburger Haide. Im Osten begrüßen wir Halberstadt, Quedlinburg; vor uns zwischen den Bergen das Rübeland, die Hochebene von Hüttenrode und Elbingerode, zahllose Schluchten, zahllose Höhen bald in lichtgrüner Färbung, bald in tiefem Schwarz, bald von Nebeln umkreist und verhüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Brocken gebrochen.

Feuilleton.

Zeitschwingen.

Dramatische Dichtung.

* Die Mehrzahl der deutschen Theater hat auch diesmal Schillers Geburtstag durch die Aufführung eines seiner dramatischen Werke bezeichnet. Diese Pietät könnte man immerhin noch weiter und mindestens auch auf die Geburtstage Göthes, Lessings, Glucks, Mozarts, Beethovens und C. M. von Webers ausdehnen, was an den wenigsten Theatern geschieht. Besonders Lessing und Gluck, die doch beide dem Drama und der Oper erst Bahn gebrochen und Aufschwung gegeben haben, dürfen sich in dieser Beziehung über Vernachlässigung beklagen.

* In Stuttgart gelangt, wie man uns in einem Privatbriefe berichtet, in dieser Saison eines der Dramen von A. May in München zur Aufführung. Welches wurde uns leider nicht angegeben.

* An Bühnen Dramen scheint sobald noch kein Mangel eintreten zu wollen. Matthes in Leipzig publicirt „Zwei Dramen“ von Baron Fierzs (einen „Masaniello“ und eine „Künstlerwerkstatt zu Florenz“) enthaltend, — die Dittmarsche Buchhandlung in Lübeck veröffentlicht „Bühnenspiele“ von Gotthelf Weiter mit einem „Karl Martel“, Trauerspiel, und einer Operndichtung „Gunda“, auf die wir junge Componisten aufmerksam machen.

Moritz Döring.

* In Freiberg ist vor kurzem der Conrector am dasigen Gymnasium Moritz Döring gestorben, der sich durch literarische Bestrebungen so verdient gemacht, daß wir ihm wohl ein Wort der Erinnerung widmen dürfen. Am bekanntesten von ihm ist eine durch Fr. Anacker componirte Cantate „Bergmannsgruß“ geworden, am verdientesten wurde er durch seine „Bergreihen“ (Grimma, 1840, in zwei Bänden) deren erster Theil Lieder von ihm und Freunden, der zweite aber Bergmannslieder aus verfloffenen Jahrhunderten, sehr schätzbare Beiträge zur Volkspoesie und älteren deutschen Literatur enthält. Der Verstorbene war, wie man uns versichert, eine an seinem Wohnort und von seinen Schülern allgemein geschätzte kenntnißreiche und liebenswürdige Persönlichkeit.

Bildende Kunst.

* Paul Delaroché, dessen Abscheiden wir unsern

Lesern in letzter Nummer mitgetheilt haben, zählte zu den anerkanntesten und beliebtesten Malern seines Vaterlandes. Verschiedene seiner Delgemälde (zuletzt noch „Maria Antoinette vor dem Revolutionstribunal“) sind auch bei uns durch öffentliche Ausstellungen bekannt geworden. Für die große Gallerie von Versailles malte er „die Frankenschlacht“, die „Krönung Karls des Großen“, „die Taufe Chlodwigs“ u. — Als sein vollendetstes Werk wird das große Wandgemälde in der Ecole des beaux arts zu Paris betrachtet — ein allegorisches Bild: einen Künstlerareopag mit der Muse, die Lorbeerkränze vertheilt, von den Künstlern aller Zeiten umgeben, darstellend.

Literaturgeschichte.

* Eine „Geschichte der französischen Nationalliteratur von der Renaissance bis zur Revolution“ hat Eduard Arndt soeben (Berlin) in zwei Bänden erscheinen lassen. Das Buch verdient den Freunden der Literaturgeschichte bestens empfohlen zu werden.

* Hermann Hettners neuestes Werk die „Englische Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ (Braunschweig, bei Vieweg) scheint sich eines immer größeren Anklanges zu erfreuen, was ebensowohl für die Gediegenheit des Werkes als für den Boden, den derartige ernste und vorzügliche Arbeiten neuerlich in der Literatur wie im gebildeten Publikum gewonnen haben, spricht.

Die Supplemente zu Pierers Universallexikon.

* Unter den zahlreichen Encyclopädien, die seit einem halben Jahrhundert in Deutschland erschienen sind, haben eigentlich nur zwei — das Brockhaus'sche Conversations-, und das Pierersche Universallexikon Wurzel gefaßt. Das letzte sieht sich, da seine große Ausdehnung den Druck einer neuen Auflage wesentlich erschwert, zu Supplementen veranlaßt, wie der Gang rasch fortschreitender Zeit gebietet. Auf sechs Bände „Supplemente“, die in den Jahren 1852—1855 erschienen, folgen jetzt „Neueste Ergänzungen“, dem Titel und dem Inhalte nach ebenso zur Vervollständigung des Piererschen Hauptwerkes selbst, als auch zu der jedes ähnlichen Werkes geeignet. Sechs Hefte dieser „Ergänzungen“ liegen uns zur Einsicht und Anzeige augenblicklich vor und geben Kunde, daß Verlags-handlung und Redaction

kaum ein Opfer gescheut haben, den Inhalt zu einem möglichst reichhaltigen und vollständigen zu machen. Schon einige Beispiele werden dies belegen. Die im fünften und sechsten Hefte befindlichen Ergänzungen zu dem Buchstaben H z. B. bringen an größeren geographischen, statistischen und geschichtlichen Artikeln: Haarlemer Meer, Haabesch, Hakodadi, Hamburg, Hannover, Hayti, Herat, Hessen, — an populär wissenschaftlichen Artikeln einen sehr ausführlichen und instructiven über Heizung, — während weiterhin die Zahl der biographischen Artikel eine solche ist, die fast nichts zu wünschen übrig läßt. Im Abschnitt H sind z. B. von neuern, deutschen Dichtern allein F. W. Hackländer, Jul. Hammer, Moriz Hartmann, Hauenschild (Max Waldau), Moriz Hendrich, Paul Henze, Hoffmann von Fallersleben, Karl von Holtei, Moriz Horn, Uffo Horn; von Männern deutscher Wissenschaft eine noch weit größere Zahl von Namen: Fr. Chr. Haase (der Philolog), Ludw. Häusser, K. R. Hagenbach, Wilh. Haidinger, Jg. Hanusch, Harleß (4), K. Harms, Heimbach (2), Arnold Heise, Wilhelm Helfer (der Naturforscher), Freiherr von Helfert, Karl Heller, G. von Helmersen, Hermes, Herrich-Schäffer, Hermann Hettner, Franz Hildebrand, Ferd. Hitzig, Gust. Hofken, L. Hofacker, Chr. Conrad Hofmann, Adolf Holkmann, Hundeshagen, repräsentirt — wobei bemerkt zu werden verdient, daß sich die literarischen Namen des Auslandes in nicht minderer Vollständigkeit finden. Die Namen, welche eine politische, militärische oder technische Wichtigkeit in den letzten Jahren erlangt haben, sind natürlich alle vertreten. — Auch die Namen bedeutender bildender Künstler und Musiker haben Aufnahme gefunden, bei den letztern vermissen wir z. B. nur Robert Franz. — Die Eintheilung des Ganzen ist eine höchst praktische und übersichtliche — der Druck obgleich nothwendigerweise sehr gedrängt doch deutlich und nicht allzusehr — überhaupt haben die „neuesten Ergänzungen“ gegenüber dem Hauptwerk und frühern Supplementen in Bezug auf die Ausstattung gewonnen. Seien denn dieselben hiermit dem ganzen Publikum als ein treffliches Hand- und Hilfsbuch empfohlen, und nebenher der Wunsch ausgesprochen, daß die Verlags-handlung eine neue zeitgemäße und vervollständigte Umarbeitung ihres großen Werkes doch noch zu ermöglichen wisse, ohne das Schicksal der trefflichen Ersch und Gruberschen Encyclopädie, die zu keiner Vollendung gelangte, zu theilen.

Neue Belletristik.

* Während im Ganzen übrigen Deutschland die Taschenbücher ihre Endschaft erreicht haben, behaupten sie sich in Oesterreich. Das beste unter den vorhandenen ist die Prager „Libussa“, die sich durch vaterländische Denkblätter, durch interessante biographische und culturhistorische Skizzen und durch wenigstens einzelne bessere Gedichte und Novellen über das Wiener Taschenbuchsniveau zu heben weiß. Wir kommen auf den diesmaligen Jahrgang in der Bücherschau zu sprechen. —

* Der dritte Band der Guckowschen „Kleinen Narrenwelt“ bringt unter anderm die novellistische Skizze „Wie Rousseau seine Kinder aussetzte“ und die gesammelten „Anregungen“ aus den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

* Im Verlag von C. Meyer in Hannover, der die Schriften H. Marvels publicirte erschien auch „Nil Skizzen eines Horadzi oder der Amerikaner in Aegypten.“ Der Uebersetzer dieser Skizzen, Fr. Spielhagen ließ in demselben Verlag eine eigene Novelle „Clara Vere“ erscheinen.

Correspondenz.

Berlin, Ende October 1856.

In einer der letzten Nummern bemerkten Sie, das Berliner Hoftheater scheine sich in diesem Winter mehr als bisher an Neuigkeiten halten zu wollen. Es scheint in der That so. Denn außer Guckow's „Lorbeer und Morthe“, dem wir aus ganzem Herzen einmal einen ungeschmälerten Erfolg wünschen, sollen vorläufig noch zwei Trauerspiele ausgewählt sein: ein „König Saul“ von Kette und ein „Nero“ von Girndt, beides Arbeiten, welche man den gelungnern zuzählt. Nach einer neueren Nachricht indes handelte es sich nicht um Girndt's „Nero“, sondern um einen „Gustav Adolph“, welcher der Intendanz zur Begutachtung vorläge.

Tempelsteyn's „Riptämnestra“ hat sich auf dem Repertoire nicht gehalten, sie hat bis jetzt überhaupt nur drei Aufführungen erlebt. Fr. Heusser, die neue tragische Liebhaberin entfaltet in der Deklamation und im Ausdrucke der sanfteren Gefühle die von Anfang an ihr gerühmten Vorzüge. Allein die Fähigkeit, die Leidenschaft darzustellen, geht ihr theilweis ab und das ist ein Mangel, der ihr für die Folge die ruhmgekrönte Nachfolgerschaft in Rollen der Frau Cre-

linger bedeutend erschweren möchte. Was Frau Crelinger war, was sie jetzt noch ist und nicht etwa der Berliner Bühne allein, sondern der deutschen Bühne überhaupt, das hat sie aufs neue bei der jüngst stattgehabten Aufführung von Laubes „Effer“*) bewiesen. Seit der Thusnelde im „Fechter“ hatte sie keine neue Rolle gespielt und selbst in den älteren Rollen, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr verringert, erscheint sie nur ab und zu einmal; um so glänzender war aber der Sieg, den sie mit der „Elisabeth“ errang. Der „Effer“ ward zuerst am 14. October gegeben. Wunde Stellen bietet er manche, so namentlich die Dürftigkeit des letzten Actes, denn das Ende des Stücks fällt eigentlich schon in die zweite Hälfte des 4. Actes; allein die Technik der ersten Acte ist eines so erfahrenen Bühnenkenners wie Laube im höchsten Grade würdig; auch fehlt es in diesen Acten an drastischen, höchst wirksamen Momenten ebenso wenig, als die Mehrzahl der Personen, voran Königin Elisabeth trefflich gezeichnet ist — nur worauf Laube das Hauptgewicht legt, daß sein Effer kein Parvenu, wie die früheren Effere sei, müssen wir entschieden verneinen — sein Effer ist nichts mehr und nichts weniger als ein übermüthiger Günstling: der in seiner Glückseligkeit mit Königin und Volk glaubt ein verwegnes Spiel führen zu dürfen. Auch eine andere Seite, die Gemüthsseite, ist etwas stiefmütterlich bedacht. Man nimmt das regste Interesse an der Entwicklung der Handlung, allein die Erwärmung fehlt; den Zuschauer überkommt am Schlusse eine gewisse Kälte, welche mit der beabsichtigten Wirkung und den dazu verwendeten Mitteln nicht im Einklang steht — das macht der Dichter, glaubte durch Gefühls-scenen wirksam zu können, auch wenn sie der tieferen Motivierung entbehrten. Dahin ist das ganze Verhältniß Effer's zu seiner ihm heimlich angetrauten Gattin der Gräfin Rutland zu rechnen, vom ersten Zusammentreffen im 2. Act bis zu jener vielfach besprochenen Wahnsinnsscene, die

Laube selbst zwar sehr angelegentlich vertheidigt, die aber für den Zuschauer nicht mehr Werth als eine für die Primadonna in eine italienische Oper eingelegte Bravourarie enthält. Man spielte mit vielem Fleiße. Das Publikum zeichnete besonders Frau Crelinger (Elisabeth), Hrn. Hendrichs (Effer) und Fr. Fuhr (Gräfin Rutland) aus. Das Repertoire hat für die nächsten Monate an dem Trauerspiele eine bedeutende Stütze erhalten. Inzwischen um denn doch auch das brachliegende komische Gebiet etwas zu Ehren zu bringen, sind „der Zeitgeist“ und „der Nasenflübler“, beide Possenspiele von Raupach, neueinstudirt worden. Bekanntlich schrieb Raupach die komische Rolle des Schelle eigends für den Altmeister der Komik Hrn. Gern. Es läßt sich denken, daß für Hrn. Gern diese Raupach-Abende süße Erinnerungen sind und wer wollte der stets frischen drastischen Erscheinung des Altmeisters nicht ein fröhliches Lachen entgegenbringen! Deshalb so lange Herr Gern der Steuermann des etwas leeren Possenspiel-Schiffes, wollen wir derartige Aufwärmungen herzlich gern willkommen heißen, nachher möchten sie sich wohl von selbst verbieten. — Die Auswahl der neueinzustudirenden Stücke verheißt nächstens Schröders Lustspiel „Stille Wasser sind tief.“ —

Diese Aussichten im Schauspielhause sind doch immer noch tröstlicher als das drohende Gewitter, das sich über dem Opernhause zusammenhäuft. Der Abgang der beiden Primadonnen Köster und Wagner gewinnt immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Wo Ersatz finden?! Aus allen Weltgegenden kommen Sängerinnen, das Publikum ist geduldig genug alle Experimente zu ertragen, es hofft — es hofft unter den Ausretenden endlich doch noch einen hellleuchtenden Stern zu entdecken, bis jetzt freilich mußte es zum guten Theil mit Irlichtern fürlieb nehmen. Nur Frau Eugenie Nimbs aus Breslau, den hiesigen Opernfreunden schon durch wiederholte Gastspiele in freundlicher Erinnerung, war voller Beifallspenden würdig; die Damen Karl aus Königsberg, Stork aus Braunschweig, Mandl aus Stuttgart genügten bescheidenen Ansprüchen, bei Fr. Fischer von Tiefensee und Fr. Sieber aus Stuttgart dagegen mußte man noch einige Stufen hinabsteigen, um den Maßstab für ihre Leistungen aufzufinden. Ganz leer ist die Oper indessen trotz des Sängereinganges nicht ausgegangen. In Hrn. Fricke von Stettin und Hrn. Hoffmann von Danzig sind ein Bassist und ein Tenorist gewonnen. Auf die Dauer möchte jener mehr als dieser genügen, denn wie rühmlich auch das Spiel des Hrn. Hoffmann: mit seiner Stimme wird er sich nicht sonderliche Vorbeeren erwerben. Erwähne ich noch,

*) Bekanntlich behandelten außer Laube denselben Stoff in jüngster Zeit noch Werther und Lohmann. Lessing hat in seiner Dramaturgie den Stoff ausführlich besprochen und Laube in der Vorrede zu seinem Effer die bisherigen Arbeiter desselben aufgezählt. Ich bringe Ihnen nach hiesigen Mittheilungen folgende statistische Bemerkungen. In Berlin gab man zuerst 1748 das alte Trauerspiel „Effer“ nach dem Franz. des Thomas Corneille. Bis 1771 zeichnete sich darin die Schönemann'sche Truppe aus. Im Jahre 1773 kam Van's „Effer“ oder: „die Günst der Fürsten“ nach dem Engl. Dieser ward bis 1784 gegeben und ihn legte Laube seinem Effer zu Grunde. — Jenem folgte dann der „Effer“ von J. Dyl, der 49mal, mehrfach mit Fleck als Effer und der Bethmann als Rutland, zuletzt 1816 mit dem Wolff'schen Ehepaare gegeben ward.

daß Spontini's „Cortez“ und Auber's „Carlo Broschi“ neueinstudirt, aber nur zum Theil befriedigend aufgeführt worden, daß für nächste Zeit Dorn's neue komische Oper „Ein Tag in Rußland“ mit den Damen Wagner und Herrenburger in Aussicht gestellt worden, endlich daß die Haupthelden des Ballets Fräulein Marie Taglioni und Herr Karl Müller zu einem zweimonatlichen Gastspiele im Hofoperntheater nach Wien abgereist sind, so möchte das Erwähnenswerthe aus dem Opernhaus wohl ziemlich erschöpft sein. Doch halt — Sgra. Adelaide Ristori! Das wäre doch ein Vergehen, wollte ich die große Künstlerin vergessen, die bei ihrem diesmaligen Auftreten nicht sowohl das Opernhaus massenhaft füllte, als den Enthusiasmus der Gebildeten in Parquet und ersten Rang in seltnem Grade entzündete. Der Sieg ist jetzt vollständig auf ihrer Seite, wer zweifelte jetzt noch, daß alle Vorzüge gegeneinander gewogen, die Rachel wegen ihrer Einseitigkeit der Ristori nachsteht. Gewiß ist ferner, daß die Ristori seit ihrem vorjährigen Gastspiele in der Kunstvollendung noch einen bedeutenden Schritt vorwärtsgegangen. Aber die Klage über ihren Repertoirmangel wurde diesmal mehrfach laut. Obgleich nichts weniger als klassisch und ein krasses Effectstück ist Legouve's „Medea“ doch noch erträglich, dagegen Marengo's „Pia de' Tolomei“ eine schreckliche Tragödie, phrasenhaft und durch die größte Schablone gepinselt. Sehr erfreulich war die Vorführung von Silvio Pellico's „Francesca da Rimini.“ Daß in dem Cyklus der Rollen die „Maria Stuart“ nicht fehlte, versteht sich wohl von selbst. Auf vieles Begehren schloß sie mit der „Mirra“ Alfieri's. Das Stück ist fast einstimmig schon im vorigen Jahre als unsittlich verurtheilt worden. Nichtsdestoweniger aber haben sich einzelne Stimmen des Lobes erhoben. Schon vor mehreren Monaten veröffentlichte die Augsburger Allgemeine einen Brief einer hochgestellten Dame aus Berlin, der in den enthusiastischsten Ausdrücken Alfieri's Werk verherrlichte. Nur schade, daß sich die Dame eines schweren Trugschlusses schuldig machte, indem sie folgendermaßen schloß: weil die Ristori jedes einzelne Moment des innern Kampfes so wundervoll zur Anschauung bringt, deshalb ist Alfieri's Trauerspiel eine der wundervollsten Dichtungen. Selbst Herrmann Grimm hat für die Mirra gesprochen. Wenn er aber meint, es handele sich nur darum, daß Mirra von einer Leidenschaft, einem Dämon getrieben werde, aber nicht darum, welches das Ziel ihrer Leidenschaft sei, so

scheint er doch etwas zu irren. Käme der Gegenstand, das Ziel gar nicht in Betracht, und berechtigte einfach die dämonische Leidenschaft, gleichviel welche, zur tragischen Verarbeitung, so wäre schließlich auch die Giftmischerin aus Leidenschaft z. B. die berühmte Margarethe Gottfried eine wahrhaft tragische Figur. Weshalb man an dem Schicksale des Oedipus keinen Anstoß nähme? Offenbar deshalb, weil Oedipus keine Ahnung hat, daß seine Gattin zugleich seine Mutter ist. Ist Mirra etwa im gleichen Falle? Mit nichts, sie weiß sehr gut, daß der von ihr Geliebte ihr Vater ist. Und eben dieses Wissen macht den Stoff von unserem Standpunkte zu einem unsittlichen. Nun will uns der Dichter obenein glauben machen, Mirra habe trotz dieser Verirrung einen reinen Charakter. Das ist eine Unmöglichkeit. Wer so raffinirt empfindet wie Mirra, daß sie sich bei den Zärtlichkeiten ihres Vaters gegen ihre Mutter von Eifersucht entflammt abwendet, der muß in sittlicher Hinsicht nothwendig auf der tiefen Stufe einer Lucrezia Borgia stehen.

Doch der mir zugemessene Raum ist knapp. Ich kann Ihnen für diesmal die bemerkenswerthen Ereignisse der übrigen Bühnen nur vorübergehend mittheilen. Das Gastspiel des Herrn Friedrich Haase werde ich später mit einigen Worten gedenken. Nur soviel, daß er theilweis gefallen, aber ein einseitiger Charakterdarsteller ist. Die Königsstädtische Bühne brachte ein dramatisches Märchen „König Allgold“ von einem jungen an einer kleinen Bühne engagirten Schauspielers Rudolph Kneisel. Ein tiefes poetisches Gemüth spricht aus Einzelheiten, doch macht das Stück stellenweis einen puppentheatermäßigen Eindruck. Indes gelingt's dem Verfasser, die poetischen Keime durch tiefere, umfassendere Bildung zu befruchten, so — — — doch nur keine Prognostika, die so oft trügerisch sind! —

Die Kunstausstellung hat lezthin durch das große historische Bild Menzels: „König Friedrich und die Seinen in der Frühe des 14. October 1758 (Hochkirch)“ bedeutend an Interesse gewonnen.

Vom literarischen Felde verdient der Zuwachs an Zeitschriften durch Gersons Modenzeitung, redigirt von J. L. Klein vorzugsweise Erwähnung. Die neue illustrierte Montagszeitung „Berlin“ ist nichts weiter als eine Metamorphose der Feuersprige. Warten wir ab, ob die Metamorphose von Nutzen ist. Bald mehr von Ihrem

E. M.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hinz. — Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.
(Hierzu ein Literaturblatt.)

Literaturblatt

der

Abend-Zeitung.

Willibald Alexis.

Wir haben in einer der letzten Nummern unserer Blätter einen Besuch bei Willibald Alexis (von N. Giseke) mitgetheilt, eine Nachricht über diesen Schriftsteller, die wie wir erfuhren, unsern Lesern willkommen gewesen ist. Aus mancher Anfrage über Lebensumstände und gesammte Werke von Willibald Alexis scheint uns aber doch wieder hervorzugehen, daß N. Giseke mit der bittern Bemerkung über die geringe Verbreitung der historischen Romane dieses Autors nicht so ganz im Unrecht ist, und daß es mindestens nicht schaden kann, das gebildete Publikum von Zeit zu Zeit auf den märkischen Walter Scott aufmerksam zu machen.

Willibald Alexis, mit seinem bürgerlichen und ursprünglichen Namen Heinrich Wilhelm Häring ist 1798 geboren. Er studirte die Rechte, nahm als Freiwilliger am Feldzuge von 1815 Theil und trat in das Kammergericht zu Berlin. Durch äußere Verhältnisse begünstigt, schied er später aus dem Amte, um sich als Privatgelehrter lediglich der Literatur zu widmen. Seine literarische Thätigkeit ist eine immense und in ihrer Ausbreitung und Mannichfaltigkeit kaum glaubhafte. Denn außer seinen großen historischen Romanen, die den Schwerpunkt seiner Thätigkeit bilden, und an die sich sein Name knüpft, hat er als langjähriger Herausgeber des Berliner „Freimüthigen“ des „Neuen Pitaval“ — als Mitarbeiter an den verschiedensten Journalen hunderte von größern und kleinern Skizzen, Erzählungen, Artikeln geschrieben, — hat als Poet sich mannigfach bewährt durch lyrische Gedichte, Märchen und einige Bühnenstücke, und hat trotzdem die Reihe jener Romane geschaffen, die unter allen Romanen der Gegenwart unsrer Ansicht nach am ehesten den Namen poetischer Kunstwerke verdienen. — Eine ebenso erfreuliche als im Ganzen gerechte Würdigung dieser Werke giebt N. Gottschall in seiner „deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert“ und mit Vergnügen wollen wir seinem Urtheile, dem wir uns im Wesentlichen anschließen hier einen Platz geben, hoffend, daß dasselbe zur Würdigung des Alexis'schen Wirkens, wo dieselbe noch nicht erfolgt ist, beitrage:

„Am meisten an Walter Scott von allen deutschen Schriftstellern erinnert Willibald Alexis. Er

begann seine literarische Laufbahn mit einer kühnen Mystification, indem er seinen Roman: „Walladmor“ (2. Aufl. 3 Bde. 1824) für eine Schöpfung Walter Scotts auszugeben wagte und auch bei Kritik und Publikum bereitwilligen Glauben fand. Er hat später dem Geiste Walter Scotts würdiger, als durch diese copirende Nachdichtung, gehuldigt, die sich indeß durch die epische Gediegenheit des Styles auszeichnet. Zunächst aber ergriff ihn die jungdeutsche Bewegung, der auch Sternberg mit den „Zerrißenen“ den unvermeidlichen Tribut abtrug. Das Gebiet der socialen und psychologischen Conflict war der Begabung von Willibald Alexis nicht sonderlich günstig, denn der Reformdrang mit seinen geistigen Trieben und Motiven, das ideale Hinausströmen in die Zukunft, welches ein Gegengewicht gegen die unheimlich geschilderten Verhältnisse der Gegenwart gab, war in ihm nicht so lebendig, wie bei den meisten Zeitgenossen. Die Objectivität der Darstellung überwog bei ihm, und so blieben nur grelle Situationen mit starkem criminalistischem Beigeschmacke. Dies gilt sowohl von „das Haus Düsterweg“ (2 Bde. 1835), als auch von dem Roman „Zwölf Nächte“ (3 Bde. 1838), in welchem bereits eine große Ernüchterung der Reflexionen und Schilderungen störend hervortrat. Doch das Gebiet patriotischer Romandichtung, das er schon früher in seinem „Cabanis“ (6 Bde. 1832) betreten hatte, und das seiner markigen Gestaltungskraft ein willkommenes Terrain bot, wurde im letzten Jahrzehnt seiner Wirksamkeit fast ausschließlich von ihm angebaut, in einer Reihe von Werken, welche dadurch an Kraft, Gediegenheit und selbstständigem Gehalte gewinnen, daß sie sich in einem eng begrenzten localen Kreise bewegen und einer geschichtlichen Specialität huldigen. Auf den ersten Blick mag freilich die Mark Brandenburg, welche Willibald Alexis zum Schauplatz seiner Romane erwählt hat, mit ihrer Sand- und Kieserdecoration, mit der ganzen phantasielosen Einförmigkeit ihrer Landschaften ein unfreundlicher Hintergrund erscheinen, besonders wenn man ihn mit Schottlands großartiger Naturromantik und seinen schön beleuchteten Bergperspectiven vergleicht, in denen der Muse Walter Scotts zu schwelgen vergönnt war. Doch unser Autor verstand es, diese reizlose Natur in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit aufzufassen, ihre oft schauerliche Wildheit und Wüstheit hinein-

spielen zu lassen in das Treiben gleich gearteter Menschen; denn diese Natur, die sich auch im rauhen Sinne der Bewohner spiegelte, durch Intelligenz und Cultur zu unterwerfen, das war die Aufgabe der Weltgeschichte in diesem Lande, das ist der durchdringende Grundaccord aller dieser Dichtungen. Und in der That hat der Menschengest durch die Zeiten hindurch hier in diesen Rieserwäldern ein lebensvolles Stück Geschichte aufgeführt, deren Resultat eine geistige Erhebung über das Flachland ist, die auch manchen Hochländern über den Kopf wuchs. Alexis wählte seine Stoffe indeß nicht mit bloßer Berücksichtigung des localen Interesses, sondern er suchte historisch bedeutsame Krisen hervor, welche bald mehr, bald minder an Kämpfe der Gegenwart anklingen. Bei aller Objectivität der Darstellung läßt Willibald Alexis mit feiner Ironie seiner Mißstimmung mit vielen Verhältnissen unserer Zeit hindurchschimmern und verwebt manche Bezüge in seine Dichtungen, die sich, ohne aufdringlich zu sein, mit Wohlgefallen herausfühlen lassen. Die Romane von Willibald Alexis erfreuen sich indeß keineswegs der Popularität, die sie verdienen. Gerade die Begrenzung des Locales, so sehr sie die künstlerische Kraft condensirt, hat doch für den Erfolg viel Ungelegenes. Der Localpatriotismus ist zwar in Deutschland kräftiger, als der deutsche Gesamtpatriotismus; aber diese Kraft offenbart sich mehr negativ, als positiv. Was in der Mark geschieht, interessirt wohl den Märker bis zu einem gewissen Grade; die andern Volksstämme aber fühlen sich schon durch die Zumuthung beleidigt, sich für eine so locale und provinzielle Geschichte, wie die der Mark, zu interessiren; sie finden darin eine Beeinträchtigung ihres eigenen localen Ruhmes. So wird dem deutschen Dichter jedes nationale Werk erschwert, jeder durchgreifende Einfluß unmöglich gemacht; denn die deutschen Großthaten sind seit den Zeiten der Cherusker immer Großthaten einzelner Stämme gewesen, und der Sieg der einzelnen Staaten war ebenso oft eine Niederlage ihrer Stammesgenossen. Diese unselige Zersplitterung lähmt Kraft, Begeisterung und Erfolg unserer Dichter, wenn sie ihre Stoffe aus der vaterländischen Geschichte wählen. Die Behandlungsweise, welche Alexis den märkischen Stoffen angedeihen ließ, hatte große Vorzüge: sie war objectiv, naiv, vollkommen gleichmäßig. Die Charaktere hatten nichts Zerrißenes, Skeptisches, Schwankendes; der Dichter trug keine andern Züge auf sie über; sie waren fest, gediegen, markig, ohne alle romantische Beigabe. Das Süße, Weichliche und Sentimentale paßte ebenso wenig in eine rauhere Zeit und wurde von dem Dichter um so leichter vermieden, als es seinem praktischen Naturell und seiner soliden, festen Zuständen zugewendeten Denkweise fern liegt. Auch feinere Schattirungen des Seelenlebens, Entwicklungen, welche gleichsam innere Krisen des Charakters sind, fanden keinen Raum in diesen zum Theile pragmatischen

Geschichtsbildern, in denen nicht bloß die Sitten der bestimmten Zeit, sondern auch die ganze Welt der öffentlichen Zustände in die hellste Beleuchtung gerückt wurde. Die Genesis der staatsrechtlichen Verhältnisse: die Entwicklung des städtischen Lebens, welches feste Herde der Cultur und Intelligenz gründete und die rohe Kraft des freibeuternden Adels von ihnen abwehrte; die Entwicklung des fürstlichen Absolutismus, welcher den Zwiespalt der städtischen Geschlechter und Interessen, der Städte und des Adels, der vielen kleinen Besonderheiten durch Einheit der Macht und durchgreifenden Organisationen aufzuheben suchte — alle geschichtlichen Bildungsstufen liegen in diesen Romanen in einer Fülle chronikhafter Mittheilungen, anschaulicher Bilder, glücklicher Schilderungen zu Tage. Der Styl von Alexis hat etwas Treuherziges, Alterthümliches, Chronikhaftes, das wohl hin und wieder gezwungen erscheint, doch im Ganzen zu dem Costüm jener Zeiten mit gehört. Dagegen stört oft eine zu große Breite der Specialitäten wobei das Wesentliche und Unwesentliche nicht immer mit künstlerischer Sorgfalt geschieden ist.

In: „der Roland von Berlin“ (3 Bde. 1840) ist der Bürgermeister Johannes Rathenow, ein bis zur Starrheit unbeugsamer Charakter, der Träger des Kampfes, der theils zwischen den städtischen Parteien, theils mit der kurfürstlichen Gewalt um die Freiheiten und Rechte der Städte geführt wird. Es schwebt um diesen Untergang städtischer Freiheit ein eigenthümlich elegischer Reiz, den Alexis niemals in lyrischen Wendungen zur Geltung bringt, sondern der aus der treuen und liebevollen Darstellung des ganzen städtischen Wesens, aus dieser Wärme epischer Schilderung, die uns in Gassen und Markt, Rathssaal und Haus heimisch macht, von selbst hervorgeht. Es bewährt sich in diesen und den anderen Romanen von Alexis, daß der epische und Romandichter nur dann eine große Wirkung erzielen kann, wenn er die ganze Welt der Außerlichkeit, in der sich seine Gestalten bewegen, bis in die kleinsten Züge fertig vor uns aufbaut; denn das Interesse für die Charaktere ist im Romane nicht so unmittelbar, wie im Drama; es ist vermittelt durch die breite Grundlage der Culturverhältnisse, in denen sich der Geist einer ganzen Epoche spiegelt. Stoffe, welche uns nicht diese größeren Cultur-Perspectiven zeigen, sondern in denen eine einzelne Persönlichkeit mit ihren auffallenden Bestrebungen und Schicksalen in den Vordergrund tritt, sind mehr dramatischer, als epischer Natur. Dies gilt von dem Romane: „der falsche Waldemar“ (3 Bde. 1842), in welchem zwar Willibald Alexis die damalige geschichtliche Situation, das Städte-, Ritter- und Räuherwesen, die anarchischen Verhältnisse des Landes mit vieler Treue schildert, in dem aber das Interesse des Stoffes vorwiegend auf eine psychologische Motivirung hinweist, welche allein die räthselhafte Erscheinung des Usurpators dichterisch erläutern kann. So entspricht

hier die epische Darstellung nicht ganz dem Charakter des Stoffes, der eine mehr innerliche Bedeutung hat, auf welche Alexis nur flüchtige Streiflichter fallen läßt. Dagegen herrscht in jenem Romane, dessen Titel auf die Brüderie wenig Rücksicht nimmt, „die Hosen des Herrn von Bredow“ (5 Bde. 1846—48), wieder ein episches Interesse vor, indem theils der Kampf der Fürsten mit dem Adel, theils die Gährung und Verwickelung geschildert wird, welche die Reformation in der Mark bei allen Ständen und selbst im Fürstenschlosse im Gefolge hat. Die Theilnahme, welche der historische Roman fordern darf, wächst, je mehr sich die Zeit, die er behandelt, der Gegenwart nähert. Darum nehmen die beiden letzten Werke des großen epischen Cyklus, in dem Willibald Alexis die Geschichte der Mark in einzelnen, entscheidenden Hauptkrisen behandelt hat, „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht oder vor fünfzig Jahren“ (5 Bde. 1852) und „Siegim“ (3 Bde. 1854) eine gesteigerte Theilnahme in Anspruch.^{*)} Auch in diesen markigen Schilderungen einer für Preußen entscheidenden Epoche, in welcher sich unter den gewaltigen Schlägen von außen die innere Reform vorbereitete und eine staatliche Wiedergeburt, deren Grundpfeiler zu erschüttern ein verderbliches Bestreben ist, das neue Niederlagen in Aussicht stellt, läßt Willibald Alexis nirgends einen überschwänglichen Patriotismus zu Worte kommen, dessen herausfordernde Geberden uns so leicht die Sache selbst verleiden; sondern er schildert mit großer objectiver Ruhe und Unbefangenheit die in alle Verhältnisse eingreifende Gewalt der Ereignisse, ohne die Sünden eines zu Niederlagen geborenen Geschlechtes zu verschweigen. Durch die unbeugsame Gleichmäßigkeit des epischen Styles, der nie in lyrische Strömungen hineingeräth, durch die Walter Scott'sche Genauigkeit der Darstellung, die allerdings oft bis zur Peinlichkeit geht, vor Allem aber durch die geistige Beherrschung des Stoffes nimmt Willibald Alexis einen hohen, vielleicht den höchsten Rang unter den objectiv-historischen Romanschriftstellern ein.“

Epische und lyrische Dichtung.

Talmudische Alänge. Gedichte von Ludwig Schulmann. Hildesheim, Finkesche Buchhandlung 1856.

In dem vor einiger Zeit erschienenen Bändchen singt der Verfasser jüdische, talmudische Sagen, deren Helden zum größern Theile Rabbinen sind. Die Gedichte sind fließend und ansprechend, einige zeichnen sich durch ihren ethischen Inhalt ganz besonders aus. Wir nennen da-

von „Salomos Weisheit“, „Rabbi Jizhak, der Schmiedt“, „Rabbi Chanina“ und „Einen Tag vor Deinem Tode.“ — Die kleine Sammlung verdient auch außerhalb des Kreises der Glaubensgenossen ihres Verfassers Leser zu finden. * *

Deutsche Dichtungen von einer Engländerin. Hamburg. Berthes-Besser und Mauke 1857.

Lyrische Gedichte mit einfacher, ungekünstelter Empfindung, und einfacher oft zu kunstloser Form. Lediglich die Gewisheit, daß die Verfasserin in einer erlernten Sprache dichtete, was immer mit einigen Schwierigkeiten verknüpft ist, kann ihnen einiges Interesse verleihen, und es wird dasselbe wohl auf Diejenigen, die der Dame näher stehen, beschränkt bleiben. Gedichte dieser Art sind nie ein Gegenstand eigentlicher Kritik, denn ihre Ansprüche und Wirkungen beziehen sich kaum im entferntesten Sinne auf die Literatur.

Die Ausstattung des Bändchens ist eine sehr elegante. * *

Romane und Novellen.

Aus dem Wanderbuche eines literarischen Handwerksburschen. Von Ernst Kossak. Berlin, Verlag von Franz Stage, 1856.

Der Name Ernst Kossaks ist als der des ersten und bedeutendsten, zweifelsohne auch des achtungswerthsten Feuilletonisten in der preussischen Residenz bekannt. Ernst Kossak ist ein Journalist von den unbestreitbarsten Vorzügen, und da er immer frisch empfänglich, immer genußfähig und größtentheils vom respectabelsten und ehrenvollsten Wohlwollen beseelt ist, so repräsentirt er die Gerechtigkeit und die poetische Natur der Verbissenheit und Blasirtheit seiner Berliner Collegen gegenüber. Sein Styl ist der eleganteste und interessanteste, den man sich zu denken vermag und es ist sehr erfreulich, daß Kossak in einzelnen Büchern wie: „Aus dem Papierkorbe eines Journalisten“, „Historietten“ und in dem vorliegenden einzelne seiner Leistungen aus dem rasch verrinnenden Strome der Tagesblätter und Feuilletons zu retten sucht. Sein „Wanderbuch eines literarischen Handwerksburschen“ enthält frisch und keck geschriebene Skizzen von einer Reise durch Tyrol und Italien. Ein Humor, ebenso treffend, aber graziöser und anmuthender als der specifische Berliner, frappante Schlaglichter in Beobachtung und Urtheil, Anschaulichkeit in der Schildrung — kurz alle Vorzüge, die man an Kossak kennt und schätzt, finden sich hier vereint, und so sei denn das Buch bestens empfohlen. * *

^{*)} Dem „Siegim“ ist seitdem noch die „Dorothea“ gefolgt.

Zwei Generationen. Roman von Louise Otto. Leipzig, Verlag von Heinrich Sühner 1856. Drei Bände.

Die Verfasserin hat in einer Reihe von bekannten Romanen, deren einzelne bei der Lesewelt großen Anklang gefunden, die jedesmaligen Strömungen und Richtungen der Zeit poetisch zu gestalten gesucht. Wie über die Berechtigung des Zeitromans herüber und hinüber gestritten werden möge — er hat zahlreiche Vertreter in der Literatur, warme Freunde unter dem Publikum. Zu den erstern bekennt sich die Autorin der „Zwei Generationen“, deren beide letzte Werke „Andreas Halm“ und das uns vorliegende als ein Fortschritt überall erkannt und gewürdigt werden müssen.

Die „Zwei Generationen“ sind eine Geschichte aus der allernächsten Gegenwart, die spannend und interessant genug in der Handlung ist, ihren Hauptwerth jedoch in der Zeichnung der Charaktere findet. Der Held der Erzählung, ein junger Künstler, Erwin Falkenthal, der für seine politischen Enttäuschungen reichen Ersatz und Entschädigung in der Theilnahme am Wohl und Wehe, am Fortschritt der Kunst, zuletzt auch in einer glücklichen Verbindung mit einem durchaus natürlichen und doch begabten Mädchen findet, muß unsere Theilnahme mit anderen Persönlichkeiten theilen, die uns das Zugeständniß ihrer Lebenswahrheit und Unmittelbarkeit bald im erfreulichen, bald im bedauerlichen Sinne abgewinnen. — Zu den erstern gehört Apollonia Ruhlmann, der Sprachlehrer Armand Latour, — zu den letztern der Präsident von Laßtenau und sein Sohn,

die Hofrätthin Falkenthal, der moderne Troubadour Horst von Milbenau. — Eine reizende durchaus originelle Gestalt ist das Fräulein Charlotte Knösel, die ihr Haus seit Jahren an Studierende vermietet. Das Leben derselben um sie herum, die kleinen Züge all bis auf den „Verbindungshund“ sind mit realistischer Treue und gutem Humor von der Verfasserin geschildert und gehören zu den wohlthuendsten des Romanes. Die Art, mit welcher die Verfasserin alle diese Charaktere handeln und auftreten läßt ist eine angemessene und richtige, und fesselt das Interesse des Lesenden, ohne unnatürliche Schrauben anzulegen.

Wenn wir so den Vorzügen der „Zwei Generationen“, zu denen noch einzelne treffende Bemerkungen und gute Naturschilderungen zu rechnen sein möchten, Gerechtigkeit widerfahren lassen, wollen wir doch auch nicht verschweigen wie die Verfasserin hier und da die Gefahr äußerer Unwahrscheinlichkeiten (z. B. die Rettung einer Selbstmörderin durch ihre Tochter im ersten Bande und andre) nicht ganz vermeidet. Es würde uns schlecht anstehen, solche Dinge bei einem umfangreichen und von einer guten Beobachtungsgabe getragenen Werke in den Vordergrund zu schieben, aber wir dürfen es zu erwähnen nicht unterlassen. Gewiß würde die Verfasserin bei größerer Achtsamkeit auf solche Neußerlichkeiten sie ganz leicht vermeiden können.

Die Ausstattung des Buches (Druck von Gebrüder Kay in Dessau) ist eine sehr anständige.

R. R.

Anzeigen.

Im unterzeichneten Verlag erschien soeben:

Trauer Herd und fremde Woge.

Seenovellen

von

M. Solitaire.

Octav. Elegant brochirt. 1 Thlr.

Diese zuerst in der „Abend-Zeitung“ veröffentlichten Productionen des anerkannt sehr talentvollen Verfassers werden bei ihrem selbstständigen Erscheinen von der Theilnahme des gesammten Publikums begrüßt werden. Die drastische und energische Schilderung, die frappante und originelle Charakteristik, die poetische Auffassung M. Solitaires bewähren sich in diesen Seenovellen auf das Glänzendste.

Leipzig, im November 1856.

Wechselwirkungen.

Novelle

von

Mathilde Gräfin Reichenbach.

Zwei Bände. Octav. Broch. 2 Thlr.

Eine theils ernste, theils satyrische, in den modernen Gesellschaftskreisen spielende und sehr lebenswahre Erzählung, die durch ihre einzelnen Charakteristiken sowohl als durch die beachtenswerthe Tendenz des Ganzen Aufmerksamkeit verdient.

Die Ausstattung beider Werke ist eine angemessene und würdige.

Heinrich Matthes.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hünze.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.